

REALITÄT UND EIGENSINN

Über die Bedeutung der Fiktion für das Selbstsein

Das Bewusstsein darüber, dass das, was der andere mir gegenüber als seine Natur inszeniert, keine Notwendigkeit, sondern ein Entwurf darstellt, der auch ganz anders möglich wäre, und dass dies auch auf meine Darstellung zutrifft, vermag Schamgefühle hervorzurufen, wenn ich mich nicht darauf einlassen kann, etwas, was ich in der Selbstbeziehung reflexiv entworfen habe, vor anderen als Wahrheit oder Natur darzustellen. Menschen, die sich dem verweigern, kämen sich verlogen vor, dies zu tun, weil sie davon ausgehen, Persönlichkeit würde nicht erst in der Darstellung erzeugt, sondern käme ihnen *per se* zu; Natur müsse nicht inszeniert werden, sondern sei das Gegenteil zur Inszenierung. All diese Annahmen haben ein metaphysisches Wissenskonzept zur Voraussetzung, dem nach Wahrheit nicht entworfen, sondern vorgefunden würde. Es sind dies Menschen, die das, was sie unbewusst von anderen (z.B. den Eltern) mitbekommen haben, darzustellen, für den Ausdruck eines Wesens, einer Natur oder eines Charakters halten, den sie selbst nicht beeinflussen könnten. Sie halten sich auf diese Weise in einem Modus der Inkompetenz und Ohnmacht und erklären sich lieber für krank, anstatt die Symptome, die sie zeigen, als Quelle ihrer Kreativität zu nutzen – sie sind Ausdruck einer vitalen Kraft.

Unglück ergibt sich aus dieser Weigerung, mich selbst zur Person zu machen, indem ich meiner Vitalität eine äußere Gestalt gebe und sie auf diese Weise reguliere. Wenn ich die – nicht selbstverständliche, weil entwickelte – Fähigkeit besitze, mich selbst zu beobachten, ich also über Reflexivität verfüge, bin ich gezwungen, mich selbst zu gestalten, um mich selbst nicht zu verneinen, denn solange ich mich weigere, meine Natur zu gestalten, bleibt das Selbst, das ich darstelle, ein fremdes Selbst. Ich erlebe mich ohnmächtig einer Realität gegenüber, die von anderen entworfen wurde, höchstens fähig, der Realität in die Augen zu sehen, nicht aber, sie zu verwerfen. Es ist dies, was die erfolgreichen Leitmilieus, die etwas darstellen, von den weniger erfolgreichen unteren Milieus, die nichts darstellen, unterscheidet; und es ist der Grund, warum die meisten Menschen ein Schamgefühl ergreift, wenn sie auf der Bühne stehen und sich angeblickt erfahren. Es ist ein Für-falsch-befinden dessen, was ich bin; ich erlebe mich nicht als Erschaffer der Welt, in die ich gewoben bin. Ich suche dann nicht die Schönheit in mir herauszustellen, weil ich sie aufgrund metaphysischer Irritationen nicht in mir zulasse; ich würde mich vielleicht sogar schuldig fühlen, der Realität, die mir vorge schlagen wird, durch Eigensinn Gewalt anzutun.

Nur dadurch kann ich die Scham überwinden, indem ich mich auf das Spiel einlasse, meine Gegenwirklichkeit empfinde, mich antworten lasse. Erst jetzt vermag ich etwas darzustellen, bin ich wirklich lebendig und schöpferisch, sodass etwas Neues entstehen kann – ungewöhnliche Erfahrungen, die in der Form noch nicht auftraten. Die Möglichkeit der intensiven, eigentlichen Begegnung, die mich erlebnismäßig involviert, hängt davon ab. Wenn ich die Wirklichkeit dessen, was in der Beziehung, die ich zu mir selbst unterhalte, leiblich empfinde – es muss nicht gedanklich sein –, und die Erhabenheit und Unberührbarkeit meines beobachtenden Selbst gegenüber der Realitätsangebote anderer, die mich binden wollen, und wenn ich, davon ausgehend, dieselbe Form des Selbstbezugs im anderen erkenne, dass sich alle Fülle oder aber alle Leere in ihm auftut, und wenn ich spüre, dass ich in einer für den anderen unberührbaren Weise wirklich

bin, so wie er selbst, und dass das *unsere* Spiele sind und keine Welt, vor der ich mich ohnmächtig zu fühlen brauche, sondern mit der ich es aufnehmen kann, dann erlebe ich auch den anderen in seinem echten, authentischen, eigentlichen Sein als: Gestalter. Dieser Modus, einander zu begegnen, der beide Seiten involviert, obschon sie sich des Spiels, das sie treiben, bewusst sind, wirkt nicht verunsichernd, sondern verstärkt das Sicherheitsgefühl. Es ist – anders als von Sartre (SN, Hamburg, 124) behauptet* – kein Zeichen des Hochmuts, des Stolzes oder der Eitelkeit, diese Freiheit dem anderen gegenüber geltend zu machen, denn es ist die einzige Weise, die Scham zu verhindern, in dem ich die Beziehung zu mir selbst aufrechterhalte, statt in das Set des anderen hineinzufallen und auf diese Weise abhängig zu werden.

Daher ist die Spannung zu halten eine Voraussetzung dafür, Nähe zulassen zu können, ohne Angst zu bekommen – sie ist die Voraussetzung für Vertrauen. Sie verhindert, dass ich mit mir wie mit einem nicht zu beeinflussenden Ding umgehe, und ermöglicht, auch andere als Subjekte ihrer eigenen Selbstbeziehung anzuerkennen, in dem ich sie als Teil des Spiels, das ich bin, begreifen und bejahen lerne, mich nicht isoliert verstehe. Die von Sartre als »Hochmut« klassifizierte Haltung ist damit zugleich der Schlüssel für ihre Überwindung, da die Spannung zwischen mir und dem anderen immer auch Fenster zu meiner inneren Spannung ist. Der Schauspieler überwindet seine Scham nicht, indem er sich auf sich selbst zurückzieht, sondern indem er sich selbst überwindet, weil er sich auf die Bewahrheitung seiner reflexiv entworfenen Fiktion einlässt.

So kommt es, dass wenn wir einen Menschen gering schätzen, wir tatsächlich nur das Spiel, das er darstellt, gering schätzen; er selbst steht hinter der Darstellung und ist die formgebende Kraft dahinter. Ressentiments ergeben sich aus dem Entwurf, den Menschen auf sich anwenden, um eine Person zu werden, folgerichtig: ändern sie diesen, ändert sich auch ihr Erleben, ihre Wahrnehmung, die Werte, die sie vertreten und die Art und Weise, auf andere Menschen zuzugehen. Scham entsteht, wenn ich mich den durch Bewahrheitung reflexiv gewonnener Fiktionen geschaffenen Tatsachen ausliefern, mich den Gedankenformen, die sich in der Welt bewegen, hingeebe und auf diese Weise auf ein reaktives Dasein reduziere. Ein Schauspieler darf die Tatsachen, die ihm angeboten werden, nicht akzeptieren, um eine innere Form zu finden. Ich muss meine eigene Schönheit erkennen, sie aus meinem Unbewussten herausarbeiten, und schließlich mutig genug sein, sie vor anderen darzustellen, wozu es Eigensinn braucht. Eigensinn ist die Voraussetzung, mich nicht als ein Opfer der Außenwelt zu erleben. Reaktivität ist keine Tatsache, die meinem Einfluss entzogen wäre; ich bin nicht gezwungen, so oder anders zu reagieren, weil die Reaktivität, die ich an mir beobachte, das Ergebnis des Umgangs ist, den ich mit mir pflege. Was das dargestellte Selbst als Umwelt, Tatsache oder Gegebenheit erlebt, ist eine Einladung, die ich annehmen oder ausschlagen kann. Von anderen und anderem werde ich nicht dadurch abhängig, dass

* Sartre unterscheidet »zwei authentische Haltungen: die, durch die ich den Andern als das Subjekt anerkenne, durch das ich zur Objektheit komme – das ist die Scham; und die, durch die ich mich als den freien Entwurf erfasse, durch den der Andere zum Anderer-sein kommt – das ist der Hochmut oder die Behauptung meiner Freiheit gegenüber dem Objekt-Andern« (SN, Hamburg, 124).

sie mich einsperren oder unter Druck setzen, sondern indem ich die Weise, wie andere mit mir umgehen, zur Weise mache, wie ich mit mir selbst umgehe. Lasse ich dies zu, mache ich mich abhängig von den Spiegelungen anderer und versetze mich in einen Modus der Inkompetenz, in dem reaktives Verhalten und Erleben überwiegt. Ich werde dann vielleicht krank und klage über Depressionen, Antriebslosigkeit oder Übergewicht, zugleich neige ich dazu, die Ursachen für meine Symptome an äußeren Umstände oder gar an genetischen Anlagen festzumachen, an die ich meine Verantwortung delegiere, einfach, weil mein Selbstverhältnis kein anderes Ich zulässt. Nicht der Organismus selbst, sondern das Ich, mit dem es seine Person organisiert, erlebt sich hilflos.

Hilflosigkeit, Extraversion, Gewissenhaftigkeit, Neurotizismus, Intelligenz – dies alles sind keine feststehenden Eigenschaften eines nicht zu beeinflussenden Charakters, sondern werden erlernt, indem ein entsprechendes Ich erlernt wird; andere Ichs sind möglich. Diese zu gestalten, zwischen ihnen hin und her zu wechseln, ist Aufgabe nicht nur des Schauspielers, sondern jeder gelungenen Lebensführung. Je nach dem, welches Erlebnisnetzwerk mein Selbst aktiviert, taucht ein anderes Ich auf. Die dazu nötigen Reize, die mich in das gewünschte Erlebnisnetzwerk involvieren, werden nicht direkt wahrgenommen, sondern hängen ab von der Idee oder der Fiktion, die ich reflexiv und präreflexiv auf mich selbst anwende, um auf diese Weise etwas *als* etwas erfahren zu können. Sein Verhalten nicht kontrollieren können heißt daher: seine *Ideen* nicht kontrollieren können.



IMPRESSUM

Herausgeber:
Forschungscluster Selbstverwandlung
Minerva-Forscherkolleg zu Berlin

Redaktion:
Ticco Goto (verantwortlich)
Coco-Marie Hefner
Isabel Kaufmann

Kontakt:
Forschungscluster Selbstverwandlung
Minerva-Forscherkolleg zu Berlin
E-Mail: office@minerva-forscherkolleg-berlin.de
Tel.: 0049-(0)30-8940-2178
www.forschungscluster-selbstverwandlung.de

Sprecher/innen:
Ticco Goto, Coco-Marie Hefner & Isabel Kaufmann

Postanschrift:
Minerva-Forscherkolleg zu Berlin
Postfach 58 01 02, 10411 Berlin